

Abend-



Zeitung.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

19.

Donnerstag, am 17. Mai 1849.

Zur Nachricht.

Die Schreckenstage in Dresden und Breslau, dem Druck- und Redaktions-Orte der Abendzeitung, haben das Erscheinen einer Wochenlieferung unmöglich gemacht. Die geehrten Abonnenten werden diesen Ausfall durch die traurige Nothwendigkeit entschuldigen, die namentlich den Redakteur schwer getroffen hat.

Liebe am Bach.

Lieder

von

Waldemar Schier.

5.

Der Blumenstrauß.

Was die Blümlein wohl bedeuten
Fragst du, siehst mich lächelnd an,
Nun so höre, denn mit Freuden
Lächelnd wird Bescheid gethan;

Dieser Knospen liebverlangend Rosenprangen
Deine Wangen!
Dieser Veilchen dunkelhimmelblaues Hauchen
Deine Augen!
Diese Nelke voll und rund
Schwellend, würzig ist dein Mund!
Dieser Lilien mondendustige Gestirne
Deine Keuschheit,
Leuchtend von der Engel unschuld-reinen Stirne
Schönste Schönheit!
Und so spricht der Blumenstrauß,
Was ich innigst liebe, aus.

Der Kaiser.

Ein Jahr ist um, daß von den Höhen der Menschheit die Feuerzeichen der Revolution neues Licht über die alte Erde hinauswarfen, daß die Welt sich aufriffte zu einem Riesenschritt der Entwicklung, daß der verstößene, verwahrloste Mann des Volkes in den Kampf ging, um im Namen der Vernunft und der Aufklärung zu streiten und zu fallen. Ein Jahr ist um. Die Frühlingssonne scheint auf die Gräber der Armen, so für die Siege des Menschengesistes gefochten und sterbend die Früchte ihres Sieges in die Hände der Vertreter der Nation niedergelegt haben. Ein Jahr ist um. Was haben die Vertreter gethan? Sie haben die Nation auf Jahrhunderte hinter die Revolution zurückgeführt, die Siege der Vernunft und der Aufklärung gekrönt mit der Schellenkappe des Schalksnarren. Aus dem Blut, das einer großen, freien, des Menschen würdigen Zukunft floß, ist daß Gespenst des Mittelalters, ist der Delgöze des Vorurtheils und des Uberglaubens emporgestiegen. Die Nation wollte frei werden; sie ist zum erblichen Eigenthum an eine Königsfamilie abgetreten worden. Das Land wollte eine Nation werden, es ist ein Acker, eine Heerde geworden. „Selbstregierung auf den Grund der freien Willensbestimmung des Volkes“ war der Schlachtruf, das Volk ist leibeigen geworden. Ein einiges Deutschland war der Ruf und der zweiköpfige Reichsadler ward zum Sinnbild aufgesteckt; dem Adler ist ein Kopf abgeschlagen worden. Die Throne wankten; der Wahnsinn der Legitimität wird von Neuem eingeweiht. Die Frühlingssonne scheint auf die Gräber der Geopferten. Sie steht still und besinnt sich, ob sie ein Jahr geträumt, ob sie über Hinterasien oder über Europa leuchte? Auf dem Grabmal der Berliner Märtyrer steht sie einen Galgen errichtet und an der Stätte, wo heute vor einem Jahre das Vorparlament zusammentrat, erblickt sie die Pagode eines Dalai-Lama. Auf der Stelle, wo Louis Philipp's Thron in Flammen aufging, herrscht ein frivoler Thor, und das Volk, das die Fackel der Erleuchtung für die Welt anzündete, darf nicht mehr zusammenkommen, um sein Wohl und Wehe zu berathen. Ueberall sind die Kämpfer

für den Riesenschritt hinabgestiegen in die Gräber und die Kerker, und aus dem Grab der Vergangenheit ist das Gespenst des Überwiges heraufgekrochen, die Welt im Namen des Blödsinns zu beherrschen. Dort der armselige Spuck des napoleonischen Despotismus, hier das Gespenst des deutschen Kaiserthums. Das ist kein Zufall. Es muß eine allgemeine bedeutungsvolle Wahrheit in diesem gemeinsamen Widersinn liegen. Das ist kein Zufall, daß ein Jahr nach dem Ausblitzen des Menschengesistes, überall die dunklen Träume dunkler Zeiten wieder die Herrschaft an sich reißen wollen. Man will der Revolution, man will der neuen Zeit entfliehen, und kann es nicht anders, als indem man weit, weit in die Vergangenheit zurückgreift, die grassendsten Verirrungen der Völker aus dem Schutt der Jahrhunderte herauswühlt. Um das jugendliche Bild der Freiheit zu verdrängen, muß man die verwesenen Leichen der Vorzeit auf den Thron setzen, dort in Frankreich, wie hier in Deutschland. Das ist kein Zufall; das giebt Zeugniß davon, daß die Bewegung der Gegenwart ein allgemeiner, in dem innersten Schooße der Natur gährender Prozeß ist, ein Prozeß, der noch im vollen Gange schwebt. Das giebt Zeugniß, daß die Revolution ganz stegen wird und muß, weil man sie nicht anders verdrängen kann, als durch die Hilfe todter Mächte. So gewiß die Legitimität und der Despotismus entseelte Götzenbilder sind, so gewiß wird die Welt sie nicht ertragen. — Es ist offenbar: die Welt geht weit, weit zurück, um einen ungeheuern Anlauf zu nehmen. Macht setzt nur Euren Fasching. Gebt das Schwert und die Krone Karl's des Großen in die Hände Louis Bonaparte's und Friedrich Wilhelm's. Fordert die Völker auf, das Feierkleid der Leibeigenschaft umzuhängen, sich zu freuen, daß sie wieder erbeigenthümliche Heerden geworden und zu vergessen, daß sie Menschen werden wollten. Die Frühlingssonne scheint auf den Leichenacker, aus den frischen Gräbern ersteigt der Galgen, aus den verfallenen ersteigt das aufgeputzte Gerippe. Die Sonne steht still, sie besinnt sich, wo sie stehe? Sie fragt die Menschen, ob sie dem Wahnsinn verfallen? Die Völker tasten nach ihren Häuptern — eine Schellenkappe! Ein Schrei des Entsetzens — „und in den Angeln bebt die alte Mutter Erde!“ (M. 3.)

Ein Madonnenbild.

Motto. Und es liegt auch ein geheimmer Widerspruch in mir, daß ich nicht gestört sein will in der inneren Werkstätte meines Geistes durch Gegenliebe.

Bettiel.

I.

Sie war eine schöne, stolze Frau, die Gräfin Valentine, mit antiken ernsten Zügen, daß sie wie eine marmorne Statue der Juno aussah in ihrem weißen wallenden Nachtkleid, als jetzt der Mond aus den Wolken brechend über ihr Gesicht sein dämmerndes Licht warf. Draußen im Garten war Alles dämmrig, nachts still — so traumhaft lieblich — aber Valentine horchte nicht auf das leise wundersame Geräusch zu ihren Füßen, noch blickte sie hinauf zu den weißen Wolkenbildern, die wie silberne kolossale Figuren im Mondschein funkelten und schwebten.

Sie hatte die kleine zarte Hand auf das Fenstergesims gestützt, über der hohen kalten Stirn lag ein dunkler Schatten wie drohender Regenschauer und darunter zuckte wetterleuchtend das große schwarze Auge.

„Wer ihm nur das Recht giebt“ — sagte sie vor sich hin — „so an mich zu schreiben, mich zu warnen, mir wie einem Kinde zu rathen? Welche Keckheit, sich in mein Leben hineinzudrängen, das er niemals begreifen und verstehen wird! Daß er mich liebt“ — sie hielt unwillkürlich einen Augenblick inne, sie senkte das Haupt — doch bald hob sie es wieder so gemessen, so herausfordernd götterkalt — „es haben mir schon Viele gesagt, und ich habe es nicht höher geschätzt als eine verwelkte Blume, und schön're, edlere mächtigere Männer haben vor mir gekniet, als ein einfacher, unbekannter Künstler; bei seinem Talente freilich kann ihn der Ruhm einst zur Höhe tragen — genug!“ Und mit festen Schritten trat sie vom Fenster zurück. „Was ist denn Liebe?“ fragte sie leise. „Aufgeben der eignen Individualität? Aufgehen in den geliebten Gegenstand? — Ich habe immer die Frauen bedauert, die geliebt und diese blasse Empfinderei ihrem Leben angefränkelet, daß sie nichts Ganzes,

Vollständiges, Vollkommenes sein konnten — allein daß sie noch einer Seele bedurften, um ihr armes Wesen auszufüllen. Und dann, kein Mann versteht ein Frauenherz wirklich zu schätzen, wenn er sich auch so stellt — wir sind entweder sein Idol oder sein Spielzeug — niemals ihm gleich!“

So sprechend, war sie zum Tisch gegangen, auf dem eine rosenrothe Wachskerze ein mattes Licht durch das Gemach spielen ließ und an der getäfelten Wand ein Bild erhellte, auf dem die Blicke Valentins gefesselt ruhen blieben, es hatte ja die Brücke zu dem Manne ihr hinüber geschlagen, der ihr trotz ihrer bitteren Worte werther war, als sie sich selbst gestehen mochte.

Die Gräfin liebte die Kunst, es war ihre einzige, reine Neigung. Auf der Ausstellung hatte sie das Gemälde — eine Madonna mit dem Kinde bemerkt, und gleich beim ersten Anblick hatte es ihr Auge und ihre Seele durch einen geheimnißvollen Reiz gewonnen, der wie Lenzhauch darüber hingeweht war. In diesem dunkelbraunen sehnsüchtigen Auge der Maria, das mit inbrünstiger Zärtlichkeit sich über das Haupt des Knaben hinneigte, lag etwas Dunkles, Schwermüthiges, wie verlorene Unschuld, und doch wieder Freudiges, wie Paradiesesahnung, traurig süß. Valentine liebte das Bild sehr, sie konnte stundenlang es betrachten, ohne müde zu werden, und Jeder, dem sie ihren Schatz zeigte, theilte ihre Bewunderung, nur der Maler selbst nicht, der zuweilen und wie verstohlen schein zu seinem Werke ausblickte, als werde auch er von jenem Unerklärlichen, das er doch selbst hineingezeichnet, wie vom magischen Banne bezwungen. —

Valentine stammte aus dem alten Hause Derer von Geroldseck, die einst zu den deutschen Reichsgrafen gehörten und nur dem Doppeladler zu folgen brauchten, nicht aber einem der kleinen Vögel, die aus seinem großen Herzen geschnitten — was Wunder also, daß schon die Brust des Mädchens von jenen herrischen, adlichen Gefühlen erfüllt war, die des Mittelalters prunkende Aristokratie auf ihre Banner geschrieben als goldene Devisen. Sie hegte keine Verachtung gegen die anderen Stände — es war kein Niedertreten, sondern eine gewisse hochgeborene Gnade, die sie ihnen zukommen ließ. Zur Weltkame erzogen,

suchte sie auch als höchsten Zweck des Daseins die Bewunderung in jener außerlesenen Gesellschaft, zu der sie gehörte; in einem früheren Jahrhundert hätte sie nach Königskronen gestrebt — jetzt mußte sie sich mit dem Namen der schönsten, der geistreichsten Frau begnügen. Alle ihre Eigenschaften, gute wie böse, jede Handlung, jede Regung ihres Herzens waren ihrer Selbstsucht und ihrem Ehrgeize untergeordnet; jede Gesellschaft, jeder Ball war eine heiße Schlacht um das Scepter in der vornehmen Welt, und so groß, so tief ihr Geist sonst dachte, das lernte er nicht begreifen, daß er seine üppig wuchernde Kraft, die viel ernstere und schönere Flammen entzünden konnte, an eine Thorheit verschwendete.

Mit ihrem achtzehnten Jahre an den Grafen von Werden vermählt, lehrte sie diese Verbindung die Ehe gering schätzen, die sie, ein hohes und thatkräftiges Wesen, an einen matten abgestumpften Thoren fesselte, der nichts als ein untadliges Wappen und Geld besaß; ebenso schnell aber begriff ihr kluger umfassender Geist, daß auch eine sogenannte glückliche Ehe eben nur für die schwunglose Mittelmäßigkeit glücklich sein könne und daß die Gewohnheit des Besitzes selbst die feurigste Liebe für den Besitz abschwäche und vernichte. Ihr starres, stolzes Wesen, das mehr dachte als fühlte, verwarf jedes Band, jede noch so leichte Fessel, weil sie einst vielleicht ihre Seele gedrückt hätte; sie wußte von keiner Neigung weniger, weil sie keine verschenken wollte — als vielmehr, weil sie es nicht vermochte. In dieser strengen, trozigen Kälte war sie vierundzwanzig Jahr geworden, ohne daß ihr Herz jemals lauter gepocht hätte als vor unendlicher Selbstliebe; jetzt lag die Welt zu ihren Füßen, jetzt schwang sie das Scepter und die befriedigte Eitelkeit machte sie noch einmal so schön, und der Tod ihres Gatten noch einmal so begehrenswerth. Seit sie Wittwe geworden, hatte sie aufgehört, Kokette zu sein, sie wollte sich in den Augen der Gesellschaft zum Ideal erheben, und sie blieb allein, liebelos in der freudlosen Einsamkeit ihres eignen Ich's, angebetet und angestaunt von den Schönsten und Edelsten — sie blieb allein in finsterner Erhabenheit.

Damals war es, daß die Gräfin durch jenes

Madonnenbild auf einen jungen Künstler aufmerksam wurde und mit ihm in nähere Berührung trat. Eben erst aus Italien angekommen, noch ganz durchgeistigt von jenem ätherischen Dufte der Kunst wußte Robert Stein Valentines Gunst für sich zu gewinnen, die sonst streng abgeschlossen mit der Aristokratie lebte, wobei freilich nicht zu vergessen war, daß die Gesellschaft von ihm zu reden und sein Talent zu bewundern anfing. Von seinem Werke angezogen, fand sie auch bald einen eigenthümlichen Zauber in seiner frischen phantastereichen Unterhaltung, seinem etwas seltsamen schwärmerischen Wesen, so daß er nach wenigen Monden schon sich zu der kleinen Zahl ihrer Freunde rechnen durfte. Mit der Zeit wuchs und erstarkte dies Verhältniß, und was vorauszusehen war, geschah, daß aus der Bewunderung und Verehrung für Valentine eine flammende Leidenschaft in Robert's Brust aufglühte, die sie weder durch Wort und Blick zu bemerken, noch weniger zu ermuntern schien. Anfangs wußte auch er sein Herz in Schranken zu halten, als jedoch seine Eifersucht gewahrte, daß die Gräfin dem jungen schönen Fürsten Giska die auffallendsten Beweise ihrer Gunst schenkte, wagte er es, den unseligen Brief zu schreiben, in dem er sie vor dem Fürsten warnte, dessen Bekanntschaft er in Rom gemacht, und so indirekt seine leidenschaftliche Liebe für sie gestand.

Und Valentine? Sie saß im Lehnstuhl, das Haupt auf den weißen, nackten Arm gestützt mit der ernstesten, starren Göttermiene — das Auge noch immer so wunderbar kalt auf den Boden gerichtet — dann erhob sie es plötzlich zu dem Gemälde und legte fragend die rostige Hand auf den leise wallenden Busen: „Was ist denn Liebe?“

II.

Zu Rom — an einem Sommerabend durchstrich ein junger Mann die öden, leeren Straßen, denn alle Welt befand sich in Tivoli, auf den Albanerbergen, der Villa Pamfili oder war ganz fortgezogen aus der langweiligen Weltstadt und dem schwülen Dunstkreis ihres Himmels. Es war ein Deutscher, denn nur Deutsche haben solchen stillen, charakterlosen Mißmuth, wie er sich auf seinem Gesichte ausdrückte; er wollte eine Ma-

bonne malen, und es sollte sein bestes Bild werden, sollte ihn unsterblich machen — und er fand kein Modell. Wochenlang hatte er umsonst gesucht — er verzichtete schon auf seinen Ruhm; wenn er auch ohne Hände geboren wäre, dachte er oft, das ginge vielleicht — aber ohne Modell! Zu viel! Und so starrte er mit gefurchter Stirn und mit weltenschmerzsuchender Lippe zu den Wolken und dem Monde hinauf und wäre vorbeigegangen an der schönsten Maria, wenn nicht ein heller Schrei des Knaben auf ihrem Schooße seinen Blick vom Himmel gewandt hätte. Vor dem blumentumrankten Häuschen saß ein junges, lächelndes Mädchen mit fliegenden Locken und ernstesten wunderbar tiefen Augen und schaukelte lustig ein kleines lebhaftes Kind, neben ihr lehnte sich an den Thürpfosten ein vornehmer, schlanker Mann. Der Maler blieb verwundert und erfreut stehen, freilich hatte er sich die Himmelskönigin in seinen Träumen anders vorgestellt, aber die Labende hier übte ihren eignen Zauber — und ihre Augen erst, was lag nicht Alles darin! Und durch den Schrei des Kindes geweckt, fuhren auch die Beiden aus ihrem Sinnen auf, bis an die Locken umhüllte plötzliche Röthe, Stirn und Wangen der Jungfrau und sie küßte rasch ihren Kleinen — Jener aber trat mit ärgerlich zuckender Lippe aus dem Schatten in's Mondlicht — und der Deutsche erkannte ihn; sie hatten sich oft in Gesellschaft gesehen und sich immer vermieden.

„Fürst Giska?“ rief er fragend.

„Ah — Signor Robert“ — erwiderte der grüßend. „Gehen Sie hinaus zur Stadt oder kehren wir um?“

„Meinethalb — gehen wir zurück — ich habe gefunden!“ Und er sah das Mädchen und sie ihn an, sie hatten sich verstanden, ihr kennt die alte Geschichte.

Der Fürst blickte spöttisch: „Gute Nacht, Julia!“

„Felice notte, Monsignor“ — klang's lieblich und hell.

Sie gingen, es war ein Sommernachtsstraum in Rom.

Und daß sie sein Modell wurde und seine Königin, daß sie sich liebten, wie der Mai die Erde und der Mond die Nacht — sag' ich Euch

das? Ihre Mutter war gestorben und die Verwandten, die sich ihrer angenommen, achteten sie nur für eine unnütze Last. Ihre Seele wollte fliegen, sie fühle in sich einen dunklen unklaren Thatendrang, sich hinaus zu retten aus dieser sorgenvollen Alltäglichkeit, dazustehen auf den Höhen des Lebens — und ihr Geliebter versicherte ihr oft unter Küßen, daß sie eine geborene Künstlerin sei, in ihr schlief eine Nachtigall, aber die Wege zur Sonne wären schmal und steil, und um ihre Strahlen zu ertragen, müsse sich Leib und Herz im Feuer des Schmerzes stählen. Wie gerne glaubte und traute sie solch' stolzen Worten, waren es doch ihre eignen Träume, und warum sollten sie nicht einst zur Wahrheit heranreifen, sie hatte Muth und Liebe und den Genius für sich, was bedarf es mehr zur Unsterblichkeit? Dann wieder in manchen Stunden, wenn sich die Herbheit ihres Daseins fühlbar machte, weinte sie zaghaft und furchtsam, zweifelte sie an sich und an ihrer Jugendkraft — sie lebte gleichsam ein doppeltes Leben in Gegenwart und Zukunft.

Längst war das Bild vollendet, aber ihre Liebe nicht. Der Frühling brach wieder herein lustig wehend über das Meer von Süd und Ost — als sie halb sitzend, halb liegend auf dem schwellenden Rasen ruhte, den Kopf mit den prächtigen Locken so schwer, so todtmüde an den Stamm einer Pinie gestützt; und wenn sie aufblickte, welche Zerstörung in allen Zügen, welch' unheimlich wildes Feuer in den Augen — nichts Friedliches, Mildes, Veröhnungbringendes — verwandelt schien sie in eine Medea, die ihre Kinder ermordet — und allmählich wich die Staarheit aus ihrem Gesicht, die Augen schweiften irr und wüß — die Lippen lachten — und welch' ein Lachen! Sie wollte aufstehen, da schlug es sie leicht mit einem Lorbeerzweige auf den weißen Nacken, ein Arm zwang sie zum Bleiben, ihr Geliebter schaute sie fröhlich an. „Um Gott, bist Du krank, Julia?“

„Still, still!“ antwortete sie tonlos, gebrochen. „Daß mein Haar glänzt wie Sonnenstrahlen und schneeweiß mein Busen — das ist meine Schuld!“

„Du redest thöricht — fass' Dich, was hat man Dir gethan?“

„Gethan!“ rief sie gellend, sprang auf — aber sie neigte das Haupt und schwieg. Trostlose Stille,

er drückte die Hände knirschend an die Stirn, wie um die Gedanken zu erdrücken, die in ihm aufdämmerten. Sie hatte die Hände gefaltet und betete, in die Knie gesunken. Plötzlich schien sie ein überirdischer Muth zu durchglühen, ihre Wangen flammten, leise wie ein Seraph erhob sie sich. „Robert — ich will Dir Alles erzählen, aber sieh mich nicht an!“

„Julia!“ Sie nickte hoheitvoll und er verbarg das Antlitz im Mantel.

„Du kennst ihn, den Fürsten — die gleißende Schlange — er warb um meine Gunst unablässlich, aufdringlicher je härter ich ihn zurückwies. Schmeicheleien, Geschenke sollten mich verführen, als ob ich Dich nicht liebte! Und anfangs hielt ich ihn für treu, für ritterlich — er trug einen so stolzen Namen! Da, als er sah, daß seine Verlockungen mich nicht gewannen, ging er zu meinen Verwandten — und ah! was das Gold nicht vermag —“

Er bebte in die Höhe, sie legte ihm rasch die brennende Hand auf die Schulter: „Und nun gestern Nacht — da war er bei mir — ich bin ein schwaches Kind und er besitzt Riesenstärke.“

Sie athmete hoch auf, sie glaubte, daß ihr Herz zersprungen sei — noch ein Kuß auf seine Haare rasch, flüchtig — brennend, wie der Druck des Engels auf Kains Stirn — das Gebüsch schlug hinter ihr zusammen. Niedergeschmettert schwankte, taumelte er umher — allein er folgte ihr nicht; sie sah ihn über die Mauer des Gartens springen, sie sah den Mond aufgehen — sie blieb schweigend, einsam, regungslos; ihre Seele nur ward in jedem fliehenden Augenblick leichter, göttlicher, schwungfähiger — nun hatte sie Niemand mehr auf der Erde als den Genius!

Am andern Morgen fand man sie nicht, sie hatte Rom verlassen; auch den Fürsten Giska suchte Robert umsonst — wie ein Träumender, Wahnsinniger durchstrich er Tag und Nacht die Stadt — da las er Monate später zufällig in einem Blatte aus Livorno: Gestern Abend trat eine neue Sängerin, Julia Albani, als Desdemona in Rossini's Othello auf — ihr Spiel ist beurtheilt, wenn ich Ihnen sage — sie wird unsterblich werden.

III.

Sie war eine große Sängerin, Julia Albani, das wußte die Welt und darum war auch das Theater so vollgedrückt, pochten manche Herzen vor Neugierde, in Hoffnung auf den kommenden Genuß. Mozart's Don Juan — ihr kennt ihn alle diesen Kampf des Lebens mit dem Christenthum; o du schönes, reiches, prächtiges Leben, was mußt du knien am düstren blutbefleckten Kreuz und die weiße Brust dir zer schlagen, wie Magdalena, vor Krue! Und als sie nun endlich austrat Donna Anna, das königlich stolze, schmerzreiche Weib mit dem lieb- und haß-zerrissenen Busen, umhüllt von weichem, schwarzen Sammt — und die Klänge ihrer Brust dahinzogen wie Schwanensang wundermächtig, thränenerweckend, Blumen und Kränze sie umflogen die ernste, schöne Julia Albani — da flüsterte erstaunt und erschreckt Valentine vor sich hin: „Die Madonne!“ Fürst Giska trat bleich, entsetzt von der Brüstung der Loge tief in den Schatten hinein: „sie ist's!“ und nur der arme Maler unten im Theater konnte die innere Bewegung nicht zähmen und rief laut: „O Julia!“ aber das mächtige Beifallklatschen überdönte ihn, und die Blicke der Künstlerin eilten nirgend festhaltend durch die Räume. — Valentinen's Herz pochte rasch, ungeduldig — wenn sie nur gewußt hätte, warum? Daß Aller Augen heute fort und fort nach der Bühne sahen und nicht zu ihr? — Ach, das war es nicht. Daß die Sängerin so zaubergewaltig, so wunderschön? Daß ihr so viele Balmen gestreut und Hosanna gerufen? Nicht doch, was kümmerte die Gräfin Werden der Ruhm einer Künstlerin! Daß Julia zur Madonne gesehen? Nein — seht, wie ihre hohe Stirn sich furcht und die Lippen beben; das auch unser Herz so viel Unerklärliches, Ausdrucksloses birgt uns zum Verwirren und Erschrecken! Die arme Valentine — sie hörte nicht jene Töne so weich und zart hinklingen, wie edle Frauen über Teppiche durch sammtbeschlagene Gemächer schreiten — der ernste, marmorne Komthur erweckte sie nicht einmal — das böse Herz! Sie wollte forteilen in ihr stillstes, einsamstes Zimmer — dort sitzen und — weinen? Wenn sie nur keine Valentine wäre. Und sie konnte nicht aufstehen, es hielt sie unbezwinglich

gebannt, sie saß dort wie ein verzaubertes Götterbild. Endlich — der Vorhang fiel. — erlößt sprang sie in die Höhe; man rief die Albani, und als sie erschien, neigte sich die Gräfin weit vor — Robert Stein blickte zufällig hinauf — die Sängerin auch — und die Blicke der Drei trafen sich gegenseitig flammend, verzehrend — und sie wußten Alles!

IV.

Um die Wipfel der Bäume funkelte Abendroth, goldene, letzte Strahlen an den marmornen Leib einer Aphrodite hinabsendend, die mitten unter Rosensträuchern stand. An ihrem Sockel lehnte eine zarte, gebeugte Frauengestalt — und ihr schwarzes Sammtkleid stach seltsam ab gegen die Weiße des Steines und den Purpur der Blumen. Sie erhob ihre großen, dunkelbraunen Augen voll Behmuth und Milde zu dem Manne, dessen Haupt sich über ihre Hand neigte.

„Du hast mich immer ein schwaches Mädchen gescholten“ — sagte sie halb lächelnd — „nimm's jetzt zurück.“

„Wie Du groß und hoch vor mir stehst, Julia — wage ich Dich kaum anzublicken.“

„Schau nur — sie ist längst keine Madonne mehr, Deine Freundin, ein Weib wie die andren, vielleicht größer, sicher unglücklicher; vorbei ist die Vergangenheit, seit ich Rom verlassen und all' mein Leben und Sinnen der Kunst in die schützenden Arme geworfen habe — blieb mir von jener Zeit allein die Erinnerung an Dich und diese Farbe.“

Sie zeigte auf ihr Gewand.

„Lege sie ab“ — rief er rasch — „ich werde Dich rächen, er hat sich mir selbst gestellt, er ist hier.“

„Er!“ und über das sanfte Gesicht blitzte es dämonisch wild — „Robert!“ Sie faßte seinen Arm.

„Gewiß, Julia, gewiß!“

Hinter ihnen rauschte es in dem dichten Gebüsch, als ob man die Zweige leise auseinanderböge — eine Nachtigall flog empor — sie achteten es nicht.

„Aber wenn Du verwundet wirst?“

„Nicht doch, ich bin doppelt gepanzert.“

„Eben gesehen, sollten wir uns da schon wieder verlieren? Das verbietet unsre Schutzheilige!“

Und sie schwiegen, er hielt sie halb umschlungen, und sie küßten oft und viel — aber ihr war's, als seien seine Lippen so kalt, so liebe los — wie Erinnerung, nicht wie gegenwärtig glühendes Gefühl. Heftiger zitterten und knickten hinter ihnen die Zweige, das Laub raschelte wie unter den Schritten eines Eilenden und Julia wandte halb den Kopf, doch die Strahlen tauchten schon so matt im Westen unter, daß sie nichts wahrnahm als wildverschlungenes, im Abendwinde wogendes Grün. Da fragte sie plötzlich, unbewußt — wie aus dem tiefsten Herzen herauf, indem sie sich ihm leise entwand: „Liebst Du mich noch?“ Sie zitterte bei dem Klang ihrer Worte durch die tiefe Stille, als hätte ein Anderer sie gesprochen. Auch er erschrack, er trat zurück, er suchte sich zu fassen — umsonst — denn sie seinen zitternden Blick, seine gesenkte Stirn bemerkend und in ihnen ein verlorenes Glück lesend und begreifend, umfaßte bleich, müde, todtgefränkt den kalten Leib der Göttin, um die Gluth der Brust daran zu fühlen.

„Julia!“ flehte er.

„Du liebst mich nicht!“

„Ich will Dir nichts lügen, dazu bist Du mir zu theuer; kann ich mit Dir wie mit einer Schwester reden?“

Sie bog sich halb herum: „Du liebst sie, die hohe, vornehme Dame?“

„Valentine!“ erwiderte er.

„Valentine! — Und sie —?“

„Julia, wirst Du mich verstehen? Sie liebt mich nicht! Und Du so schön — so groß! Dich bin ein Wahnsinniger!“

Sie verließ die Statue, es fröstelte sie.

„Gute Nacht, Robert“ — sagte sie sanft. —

„Räche mich nicht, Du könntest sterben — aber Du mußt leben für sie.“ —

Niemals hatte Valentinen's Geist so gefunkelt und gesprüht wie am heutigen Abend, Alles verstummte und neigte sich vor ihr wie vor einer Königin, Jedem beschenkte sie mit einem Lächeln, für jede Frau hatte sie eine Schmeichelei — nur einen Augenblick war sie sehr blaß geworden, da sie zufällig ihren Handschuh ausgezogen und auf

der weißen Hand einen dunkelrothen blutigen Flecken bemerkt hatte, wie den Riß einer Nadel oder eines Dornes. Und als sie die Gesellschaft verließ, erlaubte sie dem Fürsten Giska ihr den Mantel umzugeben und sie zum Wagen zu begleiten — und zufällig entglitt ihr beim Einsteigen jener Handschuh. Eilig nahm ihn der Fürst auf, ihn ihr zurück zu stellen — sie aber nickte lächelnd: „Bringen Sie ihn mir morgen“ — natürlich, der Wagen war ja schon geschlossen. Was ein Dorn nicht vermag!

V.

Die Ampel brannte matt; durch die verhängten Scheiben fielen die Strahlen der Morgendämmerung — im Zimmer war es still, unbewegt — wie das Gesicht eines schlafenden Kindes ist. Die Vorhänge des Bettes in der Nische waren halb zugezogen, zuweilen hörte man hinter ihnen ein leises, tiefes Athmen — und bei jedem Hauch hob sich die Brust einer Dame, die schwarz gekleidet an die Scheiben ihr blaßes Gesicht drückte — sie seufzte nicht — sie hatte sich ausgeweint, der Tod war ja gewiß. Und jetzt — ein stärkeres, heftigeres Nöcheln — er richtete sich auf, er stützte den Arm auf die Kissen, er blickte auf — allein so matt, so trüb, lebensfadt. Sie stand vor ihm mit dem dunklen unaussprechlichen Blick voller Sanftmuth und Schmerz — sie war wieder ganz die Madonna, nur nicht für ihn.

„Noch immer hier, Julia?“ fragte er halb verweisend.

Sie antwortete nicht, der Liebesstrahl ihrer Milde flog über seine Stirn.

„Ach — Deine Sorge ist zu spät; Giska's Kugel traf gut — die Brust, da mitten hinein. Ach — und Valentine! Wie das schmerzt — wenn sie noch mit mir gestorben wäre!“

„Sprich nicht“ — mahnte sie ängstlich — „Dein Blut steigt.“

„Was soll denn Ruhe? Toben möcht' ich — auf, auf! Fliegen durch den Wald, wild flatternd das Haar — im Thau, in der Morgensonne gesundet die Wunde.“

„Auch die innre?“ entfloß es unhörbar fast ihren Lippen.

„Wie sicher glaubt' ich ihn zu tödten — Dich zu rächen, Julia — und sie zu befreien. Ach, denn sie liebt mich — ich weiß es! Gestern Nacht beugte sie sich über mein Haupt und küßte meine Wunde, nicht wahr, Julia?“

Sie neigte schweigend das Gesicht; nur ihre Hand bebte in der seinigen.

„Ach!“ und er athmete schwer auf — „und wenn ich wieder auflebe — dann, ja dann! Was wird die Erde schön sein mit ihr! Blüht nicht der Mai?“

„Es ist heut sein erster Tag.“

„Wie stolz, wie freudig fühlt sich mein Herz! Ist's Hoffnung? Ist's Erinnerung?“

Er sank zurück; sie kniete auf dem Teppiche nieder und betete. Still und dulddend ließ sie ihr Herz unter seinen bittren Worten verbluten und sie war doch hoch gefeiert und hoch geliebt von Europa, weit mehr als eine Valentine! — Der Morgen kam näher, der Arzt trat ein. Vom Geräusch erweckt erhob sich der Kranke.

„Tag! Tag!“ rief er laut. „Zieh den Vorhang auf, Julia — laß die Sonne durch meine offene Brust scheinen! Schweigt still, Doctor“ — mahnte er diesen. „Eine Luftfahrt in's Morgenroth! — Schau' nicht so bleich, Julia — gib mir die Hand. Seht ihr die goldenen Strahlen, wie sie sich tummeln gleich wilden Rossen? Gestroßt in's Nichts — in die Luft — in den Duft, in die Sonnengruft! Valentine — Valentine komme Du bald!“

Dahin — Julia's Auge flammte dunkel: „also ihr sein letzter Hauch!“ Sie preßte die Hand auf den Busen — lange — dann küßte sie ruhig, verklärt seine Stirne, drückte ihm die Augen zu und flüsterte vor sich hin: „Madonna, bitte für ihn!“ —

Fürst Giska war ein schöner Mann, weit schöner, reicher und adliger als der Maler Stein — und heute vor Allem, er feierte ja seine Vermählung mit Gräfin Valentine. Und mitten in dem rauschenden, brausenden Fest, als man zufällig über Musik sprach, sagte eine Dame zur Fürstin: „Ach, meine liebe Erlaucht, Sie interessirten sich so sehr für Signora Albani, die uns vor vier Monaten verlassen hat —“

„Nun? Wissen Sie etwas von ihr?“

„Sie ist in Petersburg mit so viel Liebenswürdigkeit aufgetreten, daß ihr der Kaiser eigenhändig einen Rosenkranz zugeworfen.“

Ein Schatten verdunkelte Valentinens bräutliches Gesicht — sie lebte und strahlte also noch, die Nebenbuhlerin.

„Sie wird unsterblich, wie die Malibran“ — meinte Graf Ingenheim.

„Nun“ — sagte sie hochmüthig ihn anschauend und gleich wieder vornehm anerkennend lächeln — „wünschen wir ihr Glück dazu — es ist ja nur eine Künstlerin!“

Die Kerzen verglimmten, die Gäste verschwand.

Valentine trat im Nachtkleide in ihr Schlafgemach, ein rascher Wink entfernte die Dienerin, sie war auf kurze Zeit allein. Sie verhüllte ihre glühenden Wangen in ihren Händen — ihr ganzes Wesen erbebte. Eine Weile saß sie so still, selbstvergessen — dann eilte sie rasch zu dem Bette — ein Zug an dem darüber hängendem verschleierte Bild — und — die Madonna! Sie stand gebannt. „Er!“ murmelten verstoßen die Lippen — und das flammende Auge ward immer kälter, starrer — marmorn endlich glich sie der Niobe. Draußen regnete es leise, und es schien, als wären die fallenden Tropfen ihre Thränen — und doch weinte sie nicht. Dann glitt ihr Blick von dem Gemälde zur Erde — ihre Hand fiel kraftlos an dem unbeweglichen Leib herab — der Vorhang rauschte nieder — sie fuhr aus ihrer Erstarrung empor: „Todt!“ Das Herz schlug matt, sie setzte sich müde auf das Bett, die Wimpern bedeckten die Augen — das Licht schmerzte sie — in der Seele wogten ihr wilde, dunkle Bilder — Ahnungen, Erinnerungen — da öffnete sich die Thür ihrem Gemahl, er flog zu ihr, er umschlang ihren Hals — sie jedoch schaute ihn an so götterkalt — und während sie unter seinen Küßen sank — murmelte sie leise: „Was ist denn Liebe?“

C. F.

Ein Besuch auf Alsen.*

Wir hatten einen sehr günstigen Wind, und unser Boot durchschnitt die hellen Bogen der Ostsee wie ein Pfeil. Nach wenigen Stunden hatten wir die Küsten der anmuthigen Insel Alsen, und zwar zunächst die kleine Bai, an deren Ufer das Städtchen Sonderburg liegt, nahe vor Augen.

Der Anblick dieser kleinen Bai schien mir entzückend. Die Ufer sind nicht ganz flach, und hie und da erhebt sich auf einem Hügel ein laubreicher Wald. Links blickt man in den Meeresskanal hinein, der die Insel von dem Ländchen Sundewitt trennt, und rechts schneidet ein Meeressarm in die Insel selber hinein. Am innersten Winkel des Busens liegt das freundliche Städtchen Sonderburg mit einem kleinen Hafen.

Die Insel Alsen ist etwa 4 bis 5 Meilen lang und 1 bis 2 Meilen breit, und gehört also mit Langeland, Falster, Moen etc. in die Klasse der mittelgroßen Inseln des dänischen Archipels. Da sie vom Festlande des Herzogthums Schleswig nur durch einen wenige Hundert Ellen breiten Sund getrennt ist, so gehört sie als eine sich dem Festlande eng anschließende Küsteninsel in physikalischer oder geographischer Beziehung zum Herzogthum Schleswig. Auch haben die Herzoge von Schleswig immer Ansprüche auf den Besitz dieser Insel gemacht, der ihnen aber lange von den Königen von Dänemark bestritten wurde, bis dann seit Erich dem Pommer, d. h. seit vierhundert Jahren, Alsen auch in politischer Beziehung immer zu diesem Herzogthum gehört hat.

Es ist bemerkenswerth, daß das Herzogthum Schleswig seine Herrschaft sowohl in der Ostsee als in der Westsee über eine Menge von Inseln ausgebreitet hat, während das Herzogthum Holstein keine einzige Insel besitzt, wenn man nicht etwa einen kleinen Flecken Landes in der Elbe, oder ein paar Meerwiesen an der dithmarsischen Küste so nennen will.

Alle friesischen Inseln bis zu Anfange dieses Jahrhunderts, sogar die helgolander Felsen, ge-

* Aus J. G. Kohl's Reisen in Dänemark und den Herzogthümern.

hören zu Schleswig. In der Ostsee bildet auch die holsteinische Küsteninsel Fehmern einen Theil von Schleswig, und das Gebiet dieses Herzogthums dringt sogar in das Gebiet der fühnenschen Inselgruppe ein, indem hier die Insel Aroe in politischer Hinsicht zu dem Herzogthum gehört, während sie doch in geographischer und geognostischer Beziehung offenbar einen Theil des fühnenslangelandischen Insel-Complexes ausmacht. Auch diese Insel war lange Zeit ein Gegenstand des Streites zwischen Schleswig und Dänemark, bis sie seit dem Jahre 1438 sich für immer an das Herzogthum Schleswig angeschlossen.

Die Insel Alsien ist sehr fruchtbar, sehr gut bebaut und bevölkert, und hat drei kleine freundliche Hauptorte, im Norden Norburg (die nördliche Burg), im Süden Sonderburg (die südliche Burg) und in der Mitte Augustenburg.

Die Grundbevölkerung der Insel, die Bauern, die niedern Stände in den Städten und Flecken, spricht dänisch. In den beiden Orten Sonderburg und Augustenburg aber sprechen und sind alle gebildeten Bürgerklassen deutsch. Die Hälfte der Insel gehört zu den Privatbesitzungen des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

Da dieser hohe Herr gerade zu der Zeit, wo ich hier ankam, ein freudiges und seltenes Familienfest feierte, und dazu aus den Herzogthümern, von den dänischen Inseln, ja auch aus Schweden und Norwegen und vielen deutschen Reichern zahlreiche Gäste eingeladen hatte, so gewährten denn in diesen Tagen die kleinen Häfen der Insel und die ganze Insel selbst einen besonders belebten und reizenden Anblick.

Von der Küste von Angeln, von Fühnen, von Langeland, von den holsteinischen Küsten eilten zahlreiche kleine Boote und auch Dampfschiffe mit Gästen herüber, und auf der prächtigen Chaussée, welche von Sonderburg mitten durch die Insel nach Augustenburg, der Residenz des Herzogs, geht, gab es eine Menge hin- und herfahrende Karrossen, welche mit dem sonst so stillen Leben auf der Insel in wohlgefälligen Kontrast traten.

Mir war es vergönnt, die Zeit meines Aufenthaltes auf dieser reizenden Insel zu einigen Ausflügen in's Innere zu benutzen und dabei die

Beschaffenheit derselben näher kennen zu lernen. Auch boten die mannichfaltigen zauberischen Festlichkeiten, welche die nächsten Tage auf Augustenburg verherrlichten, und bei denen die Inselbewohner zur Ehre ihres geliebten Herrn sich vielfältig hervorthaten, die angenehmste Gelegenheit zu mehrfachen ethnographischen Belehrungen.

Der schönste Punkt von Alsien sind das Schloß Augustenburg und seine Umgebungen. Es liegt ungefähr in der Mitte der Insel, an dem innersten Winkel eines tiefeindringenden Fjords der Ostsee. Der Weg von Sonderburg dahin führt durch lauter liebliche, parkähnliche Gefilde, und das Schloß selbst ist von anmuthigen Gärten und Buchenhainen umgeben.

Es wurde am Ende des siebzehnten Jahrhunderts vom Herzog Ernst Günther, dem Stifter der herzoglich-augustenburgischen Linie, gebaut. Auch stammt erst aus dieser Zeit der daneben liegende freundliche Ort Augustenburg, an dessen Stelle bis dahin ein Dorf, Stavnsböl, gestanden hatte. Weil die Sprache des Hofes natürlich die deutsche war, so wurde auch die herrschende Sprache dieses Orts, der sich hauptsächlich mit Hofbeamten bevölkerte, die deutsche, und er ist also gewissermaßen als eine kleine deutsche Kolonie anzusehen. Die Parkanlagen erstrecken sich längs des Fjords in entzückender Abwechslung hin, und enthalten die schönsten Buchen, die ich sah. Unter ihnen befinden sich einige, die ihrer ausgezeichneten Größe oder ihrer besonders herrlichen Bildung, oder anderer mit ihnen verknüpften Umstände wegen, umständlich beschrieben zu werden verdienten.

Zwei von diesen Bäumen heißen die Frühlingsbuchen, weil sie zu denjenigen Buchen gehören, die im Frühlinge 8 bis 14 Tage früher ausschlagen als die übrigen, und die sich einzeln zerstreut in allen hiesigen Holzungen finden. Es ist dies eine sonderbare Erscheinung, die von den Forstmännern noch nicht aufgeklärt ist.

Eine eigene Gattung von Buchen wollen die Forskundigen aus diesen Frühlingsbuchen nicht machen, da sie sich von den übrigen durch nichts als durch eine hellere Farbe der Blätter unterscheiden. Uebrigens soll sich jenes frühere Aufbrechen der Knospen auf jeder Stufe des Alters zeigen, und nicht etwa nur bei solchen, die durch

ihre Stellung im Walde begünstigt sind, sondern auch bei solchen, die ganz unter denselben äußern Verhältnissen und in unmittelbarer Nähe neben den ausschlagenden stehen.

Eine jener Frühlingsbuchen im augustenburger Park schlug im Jahre 1750 am 5. April aus, und da dies ungewöhnlich früh war, so hatte man die lobenswerthe Idee, dies Faktum in die Rinde des Baumes einzuschneiden, und seitdem hat man jedes Jahr auf der Rinde des Baumes den Tag bemerkt, an welchem er ausschlug, und so ist denn hier ein merkwürdiger und interessanter Frühlingskalender zu Stande gekommen, der einen sehr sichern Anhaltspunkt zu Aufschlüssen über das Klima dieser Gegenden gewährt. Da einige von den Inschriften, mit denen der Baum bedeckt ist, ausgewachsen sind, so kann man zwar nicht alle mehr deutlich lesen; aber es geht doch aus einer Beobachtung von hundert Jahren hervor, daß die Zeit der Entfaltung des frühern Buchenlaubes hier zwischen dem 5. April und 17. Mai liegt, also um 42 Tage variirt, und daß der mittlere Zeitpunkt auf den 26. April fällt. Wie interessant und nützlich wäre es, wenn man in andern Parks und Wäldern dies Beispiel nachgeahmt und ähnliche Frühlingskalender angelegt hätte. Da ich so oft des schönen Anblicks der Buchen in hiesigen Gegenden erwähne, so will ich einige genauere aus besten Quellen kommende Angaben über die Höhe und den Holzgehalt einiger dieser Bäume im augustenburger Park hier einschalten.

Es giebt daselbst mehre alte Buchen, die 15 bis 18 Klafter (à 78 hamburger Kubikfuß) Holz enthalten und bis zu einer Höhe von mehr als hundert Fuß aufsteigen. Der herzogliche Oberförster maß am Boden eine vom Winde umgestürzte Buche und fand ihre Höhe zu 140 Fuß. Er kannte eine andere, die nach seiner Berechnung 30 Klaftern Klafterholz und 10 Klaftern Knüppelholz, im Ganzen also 40 Klaftern oder etwa 3000 Kubikfuß Holz enthält. Man kann sich denken, welchen prachtvollen Anblick solche Riesenpflanzen, die zuweilen eine dem Bau und Wuchs der Palmenbäume sehr ähnliche Entwicklung haben, gewähren müssen.

Andere Bäume in den augustenburger Lustgehölzen sind wegen der mit ihnen verknüpften

historischen Ereignisse merkwürdig, so z. B. die drei großen uralten Eichen, welche die Berschwörungseichen heißen, weil unter ihnen zur Zeit des dänischen Königs Christian V. die drei holsteinschen Herzoge von Plön, Glücksburg und Augustenburg ein Bündniß schlossen und einen Plan verabredeten, den damals auf der höchsten Stufe der Macht befindlichen Minister Schumacher oder Griffensfeldt zu stürzen, von dem alle drei schwer beleidigt waren, ein Zweck, den sie auch erreichten, von Griffensfeldt bald nachher angeklagt, verurtheilt und als Gefangener nach Munkholm in Norwegen geschickt ward, wo er später gestorben ist.

Da die Winter auf diesen Inseln meist sehr milde sind und das Thermometer selten unter 6 bis 8 Grad Kälte hinabsinkt, so kann man hier manche Pflanze überwintern, welche bei uns in Deutschland weit größeren Gefahren ausgesetzt ist. So steht z. B. hier in dem Park von Augustenburg schon seit fünfzig Jahren eine magnolia tripetala völlig unbedeckt, und nicht einmal von einer Mauer geschützt. Auch reifen im Sommer hier im Freien so schöne Feigen, wie ich sie im nördlichen Deutschland nicht gegessen habe. Zahme Kastanien- und Wallnußbäume sind auf den dänischen Inseln noch sehr gewöhnlich.

Auch sind diese Gegenden für den Pomologen interessant, weil hier nach Norden hin die letzte ausgezeichnete Apfelsart vorkommt und sehr verbreitet ist, nemlich die Grafensteiner Aepfel. Diese treffliche Frucht hat ihren Namen von Grafenstein, einem Schloß und Städtchen, das dem Herzoge von Augustenburg gehört.

Man erzählte mir, ein Vorfahr des Herzogs habe die ersten Pflanzen dieser Apfelsgattung aus Italien gebracht, sie in dem grafensteiner Garten angepflanzt, und es sei daraus die in Rußland und auch anderwärts so beliebte Fruchtgattung hervorgegangen. Sie hat sich von Grafenstein aus in vielen Gärten der benachbarten Inseln und Küstenländer verbreitet und ist jetzt ein nicht unbedeutender Ausfuhrartikel geworden. Besonders gern hat man sie in Petersburg, und dahin geschehen auch die meisten Versendungen. Ich hörte sogar von einem hiesigen Gärtner, der die kaiserliche Tafel mit Grafensteiner Aepfeln versehen und

dafür sich auch einer besondern Auszeichnung zu erfreuen gehabt.

Es giebt zwar weiter im Norden wohl auch noch gute Früchte, doch keine so berühmte und als Handelswaare behandelte Gattung wie die Grafensteiner Aepfel auf der Insel Alsen, Thaaſing, den Landschaften Sundewitt, Angeln u. s. w. Auf den Ausflügen durch die anmuthigen Gefilde der Insel bemerkte ich in dem Hintergrund eines kleinen Meerbusens mehre niedrige Wiesengründe, von denen man mir sagte, daß sie erst in neuerer Zeit sich aus dem Meerwasserboden in Festland verwandelt hätten. Beinahe von allen Fjorden oder Nooren, die in die Insel hineingehen, läßt sich nachweisen, daß sie in frühern Zeiten tiefer in's Land gingen als jetzt, und daß sie sich allmählig von der Insel zurückziehen. Fast alle jezigen Seen auf Alsen sind ursprünglich Meerbusen gewesen, die erst durch Regen und Süßwasserzufluß ausgefüßt wurden. Hier bezeichnet man einen Hof, bis zu welchem vor dreihundert Jahren ein Meerbusen vorschritt, der aber jetzt mitten im Lande liegt — dort einen Mühlendam, der eine Meerbusensspitze abschneidet und allmählig einen Süßwassersee bildete — dort wieder eine Schleuße, die jetzt dem Seewasser da den Eingang versperrt, wo früher eine Brücke nöthig war — dort wieder eine Brücke, die man bald in eine sperrende Schleuße zu verwandeln gedenkt — und dann wieder ein kleines Binnengewässer, das noch vor zweihundert Jahren von Seeschiffen befahren wurde, das jetzt aber von allen Seiten her von vorschreitenden Wiesen zusammengedrängt, zu einem Sumpf eingeschrumpft und dem Vertrocknen nahe ist.

Sowie auf Alsen, ebenso ist es auf allen andern dänischen Inseln, und man sieht daher, daß dies Phänomen weit genug verbreitet ist, um die Aufmerksamkeit sowohl der Nationalökonomien als auch der Naturforscher zu verdienen. Wie interessant wäre es, wenn man ungefähr die Arealgröße des ganzen jährlichen Wiesenzuwachses, der in allen zahllosen Fjorden, Nooren und Seen auf der Ostküste der cimbrischen Halbinsel und auf den dänischen Inseln stattfindet, angeben könnte.

Ein anderes merkwürdiges geographisches Phänomen ist in dem dänischen Inselarchipel die Zu-

sammenkoppelung zweier Inseln durch einen äußerst schmalen und engen Erddamm. So liegt z. B. bei Alsen eine kleine Insel Rikenis, die mit der Hauptinsel durch einen solchen Damm verbunden ist. So bei Aeroe die kleine Insel Thskowland, die mit Aeroe ganz dieselbe Figur macht wie Rikenis mit Alsen. So bei Fühnen die Insel Hellenæs, die ebenfalls mit Fühnen nur durch einen ganz schmalen Landstrich verknüpft ist. Uebrigens bei Moen das Inselchen Ulsåbale. Dasselbe Phänomen kehrt mehrfach wieder und zeigt sich auch selbst bei Rügen, das eigentlich eine Gruppe von kleinen, durch schmale Dämme verbundenen Inseln ist. Höchst wahrscheinlich waren früher alle diese Inseln durch Meerengen getrennt, welche allmählig durch die vom Meere aufgeworfenen Dämme zu Fjorden umgewandelt wurden.

In der Mitte der Insel Alsen liegt ihr höchster Berg, der sogenannte Hügeberg, der noch 116 Fuß über die höchsten Buchen der Insel emporragt, und von dessen Gipfel man das ganze reizende Ländchen überschaut. Nach Osten hat man die fühnen'sche Inselgruppe in einer Entfernung von zwei Meilen, einen Theil der großen Insel Fühnen selbst und eine Menge kleiner Inseln, die an ihrer Küste hin liegen und einen sehr hübschen Anblick gewähren.

Einige von diesen kleinen Inseln haben eine oder zwei Quadratmeilen Größe, andere nur eine halbe oder gar nur ein Viertel oder Achtel Quadratmeile Ausdehnung. Man erzählt von den Einwohnern dieser kleinen Inseln, daß ihr Nationalstolz gerade im Verhältniß mit der Größe ihrer Insel stehe. So sagt man von den Bewohnern der Insel Thorseng, die eine ganze Meile lang ist, daß sie ihre Insel wie einen Continent in Vergleich mit den noch kleinern und ganz winzigen Landbrocken betrachten, die in ihrer Nähe liegen, und deren Bewohner sie mit einer Art von Verachtung „Insulaner“ nennen. Dasselbe ist auf Aeroe der Fall hinsichtlich der Bewohner von Dreioe, Strynoe &c. Auf diesen letztern Inseln sucht man wieder eine Satisfaction darin, die Bewohner der noch kleinern Gilande Birkholm und Horjtoe als „Insulaner“ herabzusetzen, die dann als die kleinsten von allen dies endlich auf sich sitzen lassen müssen.

Nicht wenig interessirten mich meine wiederholten Besuche in dem freundlichen Städtchen Sonderburg, dessen hübsche reinliche Häuser auf fleißige und ordnungsliebende Bürger zu deuten schienen. Einige Häuser sind sehr alt und mit höchst interessanten Skulpturen in Holz geziert, die wohl eine nähere Aufmerksamkeit verdient hätten. Auch die Kirche des Orts ist in vielfacher Beziehung interessant. Man findet an den Wänden einen höchst merkwürdigen Stammbaum des Oldenburgischen Hauses und daneben die Begräbniskapelle der herzoglich Augustenburger Linie. Das alte Schloß von Sonderburg ist jetzt zum Theil eine Ruine und wird als Magazin benützt. In einem der vier starken Thürme des Schloßes, der jetzt abgebrochen ist, saß der dänische Louis XI., Christian II., nach seiner Thronsetzung siebenzehn Jahre lang von 1532 bis 1549 gefangen. Der König hatte einen steinernen Tisch in seinem Gefängniß, den er in den zahllosen traurigen Stunden, die er hier verlebte, unzählige Mal umwandelte. Er setzte dabei den Daumen seiner Linken auf den Tisch, und indem er damit beständig auf derselben Linie hinrutschte, bildete er so eine Rille in dem Steine aus. Dies merkwürdige Tischblatt ist nicht mehr hier, und einige wiesen mich daher nach Kopenhagen, andere nach Rendsburg, wo es sich in dem Arsenal befinden sollte. Uebrigens sah ich noch den dicken steinernen Fuß dieses Tisches, und man führte mich durch eine enge Thüre in das enge Vorgemach des Gefängnisses des Königs, welches selbst nun, wie gesagt, weggerissen und vermauert war.

Es ist mir unbegreiflich, wie dieser thatkräftige und energische König diese lange Haft aushalten konnte, ohne an seinem Verstand zu leiden, und wie ihn, besonders bei seinem belasteten Gewissen, nicht die Schwermuth, die ihn allerdings zuweilen anwandelte, gänzlich zu Boden drückte. Und behielt er seinen Verstand, so ist unbegreiflich, daß er ihn nicht zu etwas Nützlichem anwendete, daß er nicht den Drang in sich fühlte, z. B. wie Napoleon, seine Memoiren zu schreiben.

Er saß hier unter der Regierung seiner beiden Nachfolger bis nahe an sein siebenzigstes Jahr, und muß wahrlich eine tüchtige Leibesbeschaffenheit gehabt haben, daß er so etwas aushalten konnte.

Von hier wurde er nach dem Schlosse Kallundborg auf Seeland gebracht, wo ihm ein milderes Gefängniß zu Theil wurde, und wo er als 78 jähriger Greis starb, nachdem er drei andere Könige den Thron hatte besteigen sehen, auf dem er einst selbst gesessen.

Was ich von den ackerbauenden Bewohnern der Insel sah, gefiel mir außerordentlich. In ihrer Wirthschaft und auf ihren Feldern zeugte alles von Fleiß und Fortschritt. Ich besuchte mehre Bauergehöfte, die durch ihre Nettigkeit, Reinlichkeit und Wohlhabigkeit mich im höchsten Grade ansprachen. Ueberall auf den Pachtböfen fand ich Meiereien nach holsteinischer Weise (die übrigens auch schleswigische Weise ist) eingerichtet, und man sagte mir, daß viele Alsenner Meierinnen ihrer Geschicklichkeit wegen nach Fühnen hinübergerufen würden. Auch hatten wir mehre Male Gelegenheit einen großen Theil der Landleute versammelt zu sehen und uns an ihrem guten Aussehen und ihrer ganzen sitzamen und anständigen Erscheinung zu erfreuen. Obgleich die Zusammenkünfte sich zuweilen auf mehre Tausende von Menschen beliefen, so wurde doch an polizeiliche Maßregeln gar nicht einmal gedacht, ohne die es bei solchen Gelegenheiten in Preußen gewiß nicht abgegangen wäre. Obgleich jeder freien Zutritt hatte, so wurden doch nirgends Bettler und Gesindel bemerkt, an denen es in vielen andern Ländern bei solchen Gelegenheiten einen unglaublichen Ueberfluß gegeben haben würde.

Besonders hübsch nahmen sich die jungen Mannschaften der Insel aus, die bei verschiedenen Festlichkeiten, unter andern bei einem Ringreiten erschienen. Es kamen dabei 400 berittene, mit Lanzen bewaffnete, wohlgekleidete muntere Bauernsöhne zusammen, die ihr Rennen auf einer hübschen Wiese in der Nähe des Schloßgartens abhielten. Es waren daselbst vier hölzerne Gerüste errichtet. Von jedem derselben hing an einer Schnur ein kleiner eiserner Ring, den die Reiter im Galopp mit der Lanze herunterstechen mußten, herab. Die Reiter waren in Compagnien getheilt, in einer ziemlichen Distanz aufgestellt, und vier von ihnen setzten sich auf ein gegebenes Zeichen zugleich in Bewegung, jeder seinen Ring sich erschend.

Am Ende jeder der vier Bahnen war eine gigantische Puppe in türkischer Costümirung, die sie den „Mooren“ nannten, lose an einen Pfahl gelehnt, so daß sie leicht umgestoßen werden konnte. Jeder Ringreiter hatte, selbst nachdem er seinen Ring getroffen, noch die Pflicht, mit der umgekehrten Lanze diesen Mooren umzustößen, was deswegen nicht so leicht ist, weil die Pferde sich gewöhnlich vor dem Popanz scheuen und ihm meistens, gerade wenn der Reiter zustößen will, mit einigen wilden Sägen ausweichen.

Diese Ringreiterrennen sind im Herzogthum Schleswig noch jetzt so national und allgemein, wie bei uns die Scheiben- und Bogelschießen. Fast in jeder Stadt des Landes findet man eine Ringreitergesellschaft unter den Bürgern errichtet. Die Ringreitercorps, die alle beritten sind, haben ihre besondern Uniformen und Statuten. Das Flensburger Ringreitercorps wurde mir als besonders ausgezeichnet geschildert. Bei dem Besuch einer hohen Person oder bei sonstigen Feierlichkeiten, sind es gewöhnlich die Ringreiter, welche sich in Bewegung setzen und mit ihrer Geschicklichkeit, ihren Uniformen, Pferden, Lanzen und Trompeten paradiren.

Auch die Schleswig'schen Bauern in Nordfriesland, wie in Angeln, wie auf den östlichen Inseln, haben überall ihre Ringreitergesellschaften untereinander und stellen diese Spiele häufig an. Ich glaube, es ist kein Land in Europa, wo diese mittelalterliche Uebung, die man sonst auch in andern Ländern kannte, noch heutiges Tages so national und allgemein ist, wie im Schleswig'schen.

Den Manen Endlicher's.

Ein Mann den das ganze wissenschaftliche Europa, ja die ganze wissenschaftliche Welt sein nennt, trat unerwartet im kräftigsten Alter mit einem Nachhall von der Welt ab, der seinen Namen zu verunglimpfen droht. Wenn auch nicht zu seinem Ehrenretter berufen, so möge es mir

doch erlaubt sein, hier einige Punkte zur Sprache zu bringen, die im Stande sein dürften, die un erfreulichen Ergebnisse, die sich an seinen Tod knüpften, etwas zu mildern und in ein günstigeres Licht zu stellen. Es ist wahr, Endlicher langte mit dem Vermögen nicht aus, das ihm sein wohlhabender Vater hinterließ, und das er, der nie auf Erwerb ausging, eher zu verzehren als zu vermehren suchte. Hielt er sich Kutschen und Pferde? War er ein Liebhaber der Jagd? Tafelte er üppig und ausgesucht? Nichts von all dem. Aber er wird vielleicht kostspielige Reisen gemacht oder den äußern Glanz seines Hauses über Gebühr erhoben haben? Noch weniger. So muß er doch unglücklich gespielt oder den Maitressen Geld zugeworfen haben? Wer wird ihm dies nachsagen wollen! Aber woher die so bedeutenden Schulden? fragt man. Das ist es, was ich denen die darnach fragen, sagen will, und was, wie ich hoffe, zur Rettung seiner gefährdeten Ehre beitragen soll.

Endlicher's hoher Beruf für die Wissenschaft tritt nirgends deutlicher hervor als in der Wahl seines Standes. Nicht aus Neigung, sondern gegen dieselbe, bloß den unersättlichen Durst nach Sprachwissenschaft zu stillen, studirte er zuerst Theologie, und war schon Baccalaureus der Gottesgelahrtheit, als ihn sein Vater auf einem Spaziergang über eine blumige Wiese auf den unendlich größeren Reiz der Natur aufmerksam machte. Der Blitzstrahl zündete leicht in dem so empfänglichen Herzen, das von nun an ebenso für die Natur entbrannte. Die kaiserliche Hofbibliothek bot dem jungen Praktikanten die passendste Gelegenheit dar, beiden Richtungen seines schaffenden Genius Genüge zu thun. Schon hier eröffnete er seine literarische Laufbahn mit Werken verschiedenen Inhalts, die ihm aber nichts eintrugen, sondern viel mehr Unkosten verursachten, nicht weil sie keinen Werth hatten, sondern weil sie zu wenig Publikum fanden.

Mit der Literatur der von ihm vorzüglich begünstigten Fächer vertraut geworden, sah er nun deutlich wo es überall fehlte, und sein reger Geist ließ ihn nimmer ruhen, bis die Mittel herbeigeschaft waren, die sowohl für seine naturhistorischen

als für seine philologischen Arbeiten den Grundstein ihrer Bedeutung legten. In London und Paris, in Philadelphia und Calcutta wurden Verbindungen angeknüpft, überall war Geld nothwendig, um ihm theils botanische Schätze, theils Behelfe für seine sprachwissenschaftlichen Forschungen zu liefern. Wien bot ihm viel zu wenig, als daß sein umfassendes Talent hinlängliche Nahrung und Befriedigung gefunden hätte. So stieg der Umfang und der Werth seiner wissenschaftlichen Sammlungen von Jahr zu Jahr um ein bedeutendes. Hat Endlicher aber hieraus irgend einen Vortheil für sich gezogen? Nein! Er schenkte seine Bibliothek sowohl als sein Herbarium, die ihm immer an 24,000 Thaler gekostet haben mögen, dem Staate. Dafür ward er zuerst als Custos mit ungefähr 700 Thalern und später als Professor mit 900 Thalern angestellt.

Nun aber ging es erst auf das großartigste in Herbeischaffung der literarischen Hilfsmittel zu, und was die spärlichen Dotationen nicht zuließen, wurde aus eigenen Mitteln ergänzt. Freiebigiger als Endlicher hätte sich kaum irgend ein anderer auf seinem Plage erweisen können. Als es sich nun darum handelte, die Ergebnisse so vielseitiger Erforschungen zu veröffentlichen, zugleich aber auch den Gelehrten Oesterreichs ein Organ zu bieten, ihre diesfälligen Arbeiten im Inlande bekannt machen zu können, war abermals nirgends ein Geld zu finden. Vergebens bemühte sich Endlicher selbst nur einen Theil jener Mittel flüssig zu machen. Aber was ein Staat von 200 Millionen Gulden jährlicher Einkünfte nicht aufzubringen im Stande war, that zur Gründung der einzigen naturwissenschaftlichen Zeitschrift ein schlichter Professor. Dieses Denkmal der Ehre Endlicher's, aber ebenso auch der Schande des damaligen Regiments heißt: „Annalen des Wiener Museums.“

Wer es weiß, wie von dieser Zeit an ein Werk um's andere aus Endlicher's Feder floß, wem es ferner nicht unbekannt ist, daß Werke rein wissenschaftlicher Art, besonders mit kostspieliger Ausstattung, nur ein kleines Publikum haben, und daher nie einen Verleger finden, der muß er-

staunen über die Summen, die Endlicher zu diesem Zweck verwendete, und wovon er nie etwas oder nur einen sehr kleinen Theil zurückerhielt. Ja noch mehr, selbst bei Herausgabe größerer Werke fremder Gelehrten, bot Endlicher ebenso seine wägbaren wie seine unwägbaren Talente zur Hilfe an.

Aber haben ihm vielleicht seine philologischen Schriften mehr eingebracht? Leider können wir dies ebenso wenig bejahen, obgleich auch hier Endlicher's Freigebigkeit und Humanität auf die glänzendste Weise hervortrat. Nicht nur daß derselbe von mehreren Werken die ganze Auflage, buchstäblich genommen, verschenkte, sein Eifer für Hebung mancher Zweige dieser Literatur ging so weit, daß er selbst mit großen Kosten erworbene Hilfsmittel, wie seltene Bücher, Typen u. s. w., öffentlichen Anstalten zum Geschenk machte. Die Herausgabe seiner Karte von China in 24 Blättern, ist nur eine Kleinigkeit gegen die vielen und kostspieligen Unternehmungen der Art.

Nachdem Endlicher auf diese und andere Weise sich gewissermaßen in die Mitte so vieler wissenschaftlichen Bestrebungen Wiens und dadurch des ganzen Kaiserstaats stellte, und mit Recht den Namen eines Banks und de Lessert Oesterreichs verdiente, gewann allerdings sein Einfluß, allein leider nicht in gleichem Maße sein Wohlstand. Die Regierung benützte ihn zwar zu wichtigen Ausarbeitungen, Missionen u. s. w., allein sie lohnte dies nur mit dem Titel eines Regierungsrathes. Durch einen Zeitraum von beinahe zehn Jahren kam Endlicher Woche für Woche in die Nähe des Kaisers, unterhielt ihn mit naturgeschichtlichen Gegenständen, opferte jedes Mal mehre Stunden, was für einen so thätigen Mann, wie ihn, nichts geringes ist; was war der Lohn dafür? Daß er den Fiaker zahlen konnte der ihn bald in die Burg, bald nach Schönbrunn führte, denn unbegreiflicherweise fiel es bis auf die letzte Zeit keinem der zahllosen Hofbeamten ein, ihm auch nur eine Equipage zu schicken, die der mindeste unter ihnen in und außer Dienst benützen kann. Doch warum von Dingen reden die man lieber verschweigen und vergessen möchte! Genug,

Endlicher steht in jeder Beziehung, wir mögen ihn als Gelehrten im öffentlichen Leben oder im Kreise seines Privatlebens betrachten, als im hohen Grade anregend, aufmunternd, belebend und fördernd da. Darf man sich also wundern, daß sein Wohlwollen, seine verschwenderische Freigebigkeit zum Besten der Wissenschaft seine finanziellen Quellen endlich erschöpften, und ihn, der doch einmal nicht Betteln konnte und wollte, in eine Lage versetzten, die seinen ehrenvollen Namen leider bemakeln mußten. Aber ich frage: wer trägt die Schuld, daß ein Mann, der dem Staate so vielseitig nützte, endlich wie ein gemeiner Schuldenmacher, der sein Vermögen vergeudete, hilflos untergeht und mit Verwünschungen noch im Grabe verfolgt wird?

Nun zum Schluß noch eines. Man wirft Endlicher'n unbegrenzten Ehrgeiz, Festigkeit und, was weiß ich, noch vor. Als die Akademie der Wissenschaften in Wien, für deren Förderung er, ich darf es keck behaupten, mehr als jeder andere that, in's Leben trat, wählte sie den einseitigen Hammer statt des vielseitigen Endlicher zu ihrem Präsidenten. Man sagt, dies habe Endlicher gekränkt, und dies sei der eigentliche Grund seines Austritts aus der Akademie. Ich glaube das nicht, und halte vielmehr dafür, daß er diese gelehrte Gesellschaft, trotz der mehr als hundertjährigen Schwangerschaft des Staates, für eine Frühgeburt ansah, die unter den vormärzlichen, vielleicht auch unter den nachmärzlichen Verhältnissen kaum beim Leben erhalten werden, viel weniger gedeihen könne.

Endlicher, der Verfasser einer chinesischen Grammatik, war, wie begreiflich, außerhalb der chinesischen Mauer Europa's mehr gekannt als innerhalb derselben. Von Oesterreich hat er nie eine Auszeichnung erhalten. Die Orden fremder Regierungen trug der über alles Spielwerk stehende Mann in seiner Tasche. Läppiſche Eitelkeit war ihm fremd, er wollte nur Entwicklung des Geistes und setzte für dieses seine ganze Habe ein.

(A. A. Z.)

Graf Ladislas Teleky,

Repräsentant der ungarischen Regierung
bei der französischen Republik.

Graf Teleky aus altem Magnaten-Geschlecht ist ein Mann von hoher geistiger Bildung und Befähigung, von schneidender Schärfe des Verstandes von einer für einen Magyaren höchst seltenen Ruhe und Mäßigung in Wort und Handlung, von außerordentlicher parlamentarischer Gewandtheit, und mehr als irgend ein anderer Parteiführer geeignet, der alten, konservativen Magnaten-Partei gefährlich zu werden: manches Ungemach, welches er schon in früher Jugend erduldet, hatte seinen Charakter gestählt, und so begann er seine politische Laufbahn, ausgerüstet mit jenen Eigenschaften, welche das Unglück bei natürlich begabten und bevorzugten Geistern besonders zu entwickeln pflegt: mit der Gewohnheit der Beobachtung, mit Menschenkenntniß und praktischem Blick für die Auffassung der Dinge. Gefälligen und ich möchte fast sagen einschmeichelndem Wesens, gelang es ihm sehr bald, durch die Lebhaftigkeit und die natürliche Grazie seiner Anschauungs- und Redeweise, worin er eine gewisse geniale Naivität mit beißendem Humor zu paaren verstand, eine Stellung in der Magnaten-Tafel einzunehmen, wozu die isolirte Kühnheit seiner Ansichten ihn anfänglich nicht zu berufen schienen. Hier entwickelte er auf der Rednerbühne sein mannichfaltiges und glänzendes Talent: bald behandelte er in einfacher, leichter Sprache, aber voll bewunderungswürdiger Klarheit die dunkelsten Fragen der National-Oekonomie und des Finanzwesens; bald wußte er in scharfer, bitter angreifender Rede durch unerwartete Interpellationen die Regierung in die Enge zu treiben, und ihre Blößen schonungslos aufzudecken; bald demüthigte er den Hof durch Enthüllungen, worüber Jeder staunte, strafte die Unterbrecher seiner Rede mit schlagenden Impromptu's, und ging als Sieger aus jeder Diskussion hervor. Graf Teleky stellte sich gleich nach der Installation des ersten ungarischen Ministeriums unter die Fahne der entschiedensten Opposition, an dessen Spitze damals

Nyary stand, und hat unter dieser Fahne mit vieler Gewandtheit und großem Erfolg die schwankende, unentschiedene Haltung der ersten Ministerien bekämpft, welche durch ihre Hinneigung zu Konzessionen die Zukunft ihres Vaterlandes zu kompromittiren drohten. Der Einfluß Teleky's war so eingreifend, daß man ihn schon vor Ausbruch des eigentlichen Krieges vom Schauplatz seiner radikalen Thätigkeit zu entfernen wußte, und als außerordentlichen Bevollmächtigten nach Paris sandte, um dort die Interessen Ungarns bei der französischen Republik zu vertreten. Wohl wenige Männer des Landes waren für diesen Posten so befähigt, als Graf Teleky. Aber alle seine Bemühungen, die französische Republik und die Regierung Sr. republikanischen Majestät für die Sache der Magyaren zu interessiren, scheiterten an der momentanen Herrschaft eines Prinzen und einer Politik, welcher das gnädige Lächeln und der dankende Händedruck eines Fürsten wohlthuender und lohnender schien, als die Dankbar-

keit und der Segen bedrängter Nationen. Teleky wirkte deshalb nach anderer Richtung hin, und er blieb nicht ohne Einfluß auf Karl Albert und die unglückliche Wendung der Dinge in Italien, deren Entwicklung er um so mehr beschleunigte, weil damals die Nachrichten aus Ungarn sehr drohender Art waren. Wären die glücklichen Schlachten bei Kapolna und Erlau vierzehn Tage eher geschlagen, so würde Karl Albert noch auf dem Thron sitzen, und die Dinge in Italien — nicht ohne Teleky's Einfluß — eine andere Wendung genommen haben.

Der persönliche Muth Teleky's erwarb ihm den Beinamen des Ritter Bayard von Ungarn ohne Furcht und Tadel. Eines Tages, als er ein sehr ernstes Duell abzumachen hatte, sagte er zu seinem Bedienten mit der größten Ruhe von der Welt: „Geh, Lajos, und laß einen Sarg machen von 6 Schuh und 2 Zoll; denn die Teleky's sind alle sehr lang.“

Feuilleton.

Berlin. Als der Mann einer Schauspielerin von einem ihrer Courmacher einen Dolchstich erhalten hatte, äußerte der Komiker B.: Ich bedaure den armen Mann, er hat Unglück, hätte ich von jedem Liebhaber meiner Frau einen Dolchstich erhalten, so müßte ich aussehen wie ein Sieb.

Brighton. Ein Aktenstück frechster Verworfenheit und verstocktester Heuchelei: Brief des Fürsten Metternich an den Fürsten Bückler-Muskau. Brighton, 23. December 1848. — „Theurer Fürst! Karl Hügel hat mir Ihren Brief vom 12. mitgetheilt. Die Gefühle, welche ein Verstorbener dem andern ausdrückt, haben mir Vergnügen gemacht. Sie gehören zu den Lebenden, und es könnte am Ende kommen, daß mit der Zeit mehr Leben in den Verstorbenen, als Denen sei, welche sich des Lebens rühmen. Sie täuschen sich nicht, wenn Sie auf meine Ruhe rechnen. Dieser Muth gehört von Rechts wegen Denen an, welche wissen, was sie wollen, denn sie wissen, was Recht ist. In dieser Ueberzeugung besteht meine Kraft, welche

sich durch Ruhe in Bewegung gesetzt hat. Die Geschichte, dieses große Schwurgericht, gründet ihre Urtheile auf zwei Grundlagen: auf die Vergangenheit und Zukunft, den Anfang und das Ende. Die Gegenwart ist nur eine Brücke von einem dieser Ströme zum andern. Das Leben verrinnt auf den Strömen und nicht auf der Brücke, und die Geschichte wird mir dadurch Berechtigung zollen, daß sie zugiebt, ich habe meine Zeit nicht auf den Durchgang gepflanzt. Eine andere, noch ernstere Lehre, bietet die Geschichte, die nemlich, welche die Freiheit allein auf dem Boden des Rechts (und dieser ist gleichzeitig der der Ordnung) zeitigt. Ich habe für die Ordnung gelebt und demgemäß die Freiheit gewollt, nicht die anscheinende, sondern die wahre, erwärmende, belebende Freiheit. Habe ich mich getäuscht, so lag das nicht in meinem Willen, sondern in der Schwäche meines Geistes. Die letzten Monate scheinen mir für die Anschuldigung nicht sehr günstig, wenigstens haben sie meine moralische Ruhe nicht erschüttert. Wer lebt, wird sehen! Ich gehöre nicht zu den Letzteren.

Aber die Geschichte wird leben, und ich denke mit Heiterkeit an ihr Urtheil. — Meine Frau dankt herzlich für Ihr Andenken und freut sich, gleich mir, Sie wiederzusehen, falls wir uns hienieden noch begegnen sollten. Wer vermag zu sagen, wo und wann? Ich kenne auf der Welt nur zwei Orte: die Bühne oder die Loge. Da ich von ersterer abgetreten bin, so habe ich mich in die letztere begeben. Ich weiß mich nicht zu halten. Die Gesellschaft des Parterre ist mir zu gemischt und das Paradies suche ich in jener, nicht in dieser Welt. Sie wissen also, wo ich jetzt bin. Empfangen Sie die Versicherung meiner liebevollen Gesinnungen. (gez.) Metternich."

Californien. Californien wird mit jedem Tage bevölkerter. Unter Andern sind zehn amerikanische Zeitungs-Redakteure, versehen mit dem nöthigen Material zur Aufklärung der Küsten des Stillen Oceans bereits nach dem Goldlande abgegangen.

Christiania. Ein Bauer aus der Provinz Aggerhuus kam unlängst zu einem Goldschmied in Christiania, um ihm eine Baare reinen Goldes zu verkaufen, und erzählte ihm dabei, er habe einst beim Graben in der Nähe eines Wasserfalls in dem Kirchspiel Weststimmer einen Stein gefunden, den er seiner auffallenden Schwere wegen zu sich genommen. Als er von der Entdeckung der Goldschätze Californiens gehört, habe er an seinen Stein gedacht und denselben zu Pulver zerschlagen, dann in einem Tiegel geschmolzen und die Goldbarre daraus gegossen. Er habe solcher Steine nachher viele gefunden, zerstoßen und zum Scheuern seiner Metallgefäße gebraucht, die davon einen Goldglanz bekommen. Der Goldschmied, dem diese Geschichte fabelhaft vorkam, ließ den Bauer verhaften. Die Behörden ließen darauf genaue Untersuchungen vornehmen, woraus erhellte, daß der Bauer ganz genau die Wahrheit angegeben. Dieser, Ole Franz Scheiger, einer der reichsten Bauern seines Kirchspiels, hat nun die Erlaubniß, zu schürfen, bekommen, sich mit dem belgischen Vice-Consul in Christiania associirt und erwartet nur das Fortschmelzen des Schnee's, um seine Arbeiten zu beginnen.

Hamburg. Während des Aufenthalts der Fanny Elsler in London war sie der Gegenstand der Nachstellungen eines jungen Mannes, der ein Engländer zu sein schien, aber sehr gut französisch sprach. Sie traf ihn fast auf allen ihren Wegen; er sah sie mit rührender, melancholischer Zärtlichkeit an und Abends besand er sich meist an der Thüre ihrer Loge und versuchte,

der Tänzerin ein Liebesbriefchen in die Hand zu spielen. Die Künstlerin lachte über dieses Abenteuer, und als sie sich auf das Schiff begab, das sie nach Hamburg bringen sollte und das Kästchen in der Hand trug, das ihre Diamanten und Papiere von großem Werthe enthielt, reichte ihr ein junger Matrose die Hand, um ihr behilflich zu sein. Sie erkannte in demselben sogleich ihren schwüchternen Anbeter aus London. — Vielleicht fühlte sie sich durch diese ritterliche Ergebenheit des jungen Mannes geschmeichelt im Stillen über die Aufmerksamkeit, die ihr der junge Mann erwies, sowie durch die liebeschmachtenden Blicke, mit denen er sie fortwährend betrachtete. In der Nacht schlief sie und wurde durch ein leises Geräusch geweckt. Als sie die Augen aufschlug, erblickte sie einen Mann neben sich, den jungen Matrosen, ihren Liebhaber, der sie auf die Stirn küßte und im Tone der Leidenschaft sprach: „Angebeteter Engel, verzeihen Sie meine Kühnheit, verzeihen Sie meine Liebe. Ich konnte nicht länger leben, ohne Ihnen wenigstens einmal zu sagen, daß ich Sie liebe.“ „Entfernen Sie sich,“ sprach die erschrockene Künstlerin, „oder ich rufe um Hilfe.“ Der Unbekannte flüsterte noch fort von seiner Liebe, die Tänzerin aber bemerkte, daß der Mann dabei mit der rechten Hand nach dem Tische griff, auf welchem das werthvolle Kästchen stand. „Sie wollen mich bestehlen!“ rief nun die Tänzerin entsetzt, und es entstand ein erbitterter Kampf, in welchem die Künstlerin dem Diebe einen so derben Schlag versetzt haben soll, daß er rücklings taumelte und stürzte, als eben Leute ihr zu Hilfe kamen. Bei der bald darauf erfolgten Ankunft in Hamburg wurde der freche Dieb der Behörde übergeben, und es fand sich, daß derselbe einer der gefürchtetsten Spitzbuben von London war.

* * * Wie arm, wie bettelarm die deutsche Bühne geworden, beweist das Gastspiel des Frl. Fuhr von Königsberg. Daß die Möglichkeit vorhanden, eine solche Anfängerin, die nichts besitzt, als eine gute Gestalt und ein hübsches, aber völlig ausdrucksloses Gesicht, auf unserm Stadt-Theater auftreten zu lassen, zeugt von der großen Noth an nur mittelmäßigen Talenten. Eine so geistlose Spielweise, wie die des Frl. Fuhr, ist dem Referenten bis jetzt noch nicht zu Augen und Ohren gekommen. Dennoch wird Frl. Fuhr beklatscht. Was reimt sich auf Publikum? — Du, wie dumm! W.

Hannover. Wir haben hier zwei Schauspieler, über welche sich jede andere deutsche Bühne Glück wünschen kann, daß sie dieselben — nicht besitzt. Es ist ein Herr Eichenwald und ein

Herr Liebe. Bei Herrn Eichenwald wird jede Rede so dick und voll, als wäre sie auf misrathenen Hefenflößen zusammengesetzt, während bei Herrn Liebe der geistreichste Gedanke des größten Dichters so hohl und bedeutungslos klingt, als wäre er aus dem Kopfe des Herrn Liebe entsprungen.

Havanna. Die Primadonna des Havanaer Theaters empfing bei ihrem letzten Auftreten folgende Geschenke. Eine prachtvolle silberne Krone mit goldenen Spitzen und reichem Juwelenbesatz von Herrn Marti, dem Eigenthümer des Theaters. Ein prachtvolles Mahagonikästchen, in dem sich ein silberner Kasten befand, der eine Börse umschloß, die 120 eben gemünzte Dablonen enthielt, von Hrn. Setetegui. Ein kostbares Taschentuch, reich gestickt und ein Bouquet nebst zwei spanischen Unzen von Frau C. de la R. Eine Armspange, mit Juwelen reich besetzt. Eine herrliche Börse mit 6 Unzen Gold. Eine andere mit 8 Unzen gefüllt. Ein Ring mit unschätzbaren Brillanten von dem italienischen Consul. Eine Armspange von getriebenem Gold. Ein Bouquet aus Gold und Edelsteinen bestehend. Ein vollständiger Tisch-aufsatz von Gold und Silber. Ein Gespann von sechs Hengsten nebst prachtvoller Equipage von der Stadt Havanna. Mehr als zehn Kronen und eine Unmasse von minder werthvollen Geschenken wurden der Signora Steffanoni zu Theil. Als die Sängerin zuletzt gerufen erschien, überreichten ihr zwei als Genien gekleidete Kinder die anfangs bezeichnete Krone des Herrn Marti, und unter dem nicht enden wollenden Beifall und Jubel der Anwesenden wurde Signora Steffanoni von dem ersten Tenoristen Badiali gekrönt. — Die Hitze hier scheint die Menschen mitunter wirklich dumm und wahnsinnig zu machen.

(Hbg. Jahr-Btg.)

Köln. In der Kölnischen Zeitung singt ein Poet:

Nicht wer ein flüchtig Roß besteigt,
Ist auch ein guter Reiter drum,
Und Mancher, der die Fiedel streicht,
Vermißt ein tanzend Publikum.

„Das Volk bin ich!“ rief Hans und hob
Zur Barricad' den Pflasterstein;

„Das Volk bin ich!“ schrie Kunz und schob
Ihn in die alten Fugen ein.

Indeß das Volk an Kunz und Hans,
So sehr sie schrie'n, vorüberzog
Und höchstens, ward zu toll der Tanz,
In eine and're Straße bog.

Das Volk? — Es kennt den rechten Ton,
Es hört ihn über Berg und Thal:

Es gab die Antwort zwei Mal schon,
Es giebt sie auch zum dritten Mal.
Doch wer ein flüchtig Roß besteigt,
Ist nicht ein guter Reiter drum,
Und Mancher, der die Fiedel streicht,
Vermißt ein tanzend Publikum.

London. Große Städte, wie Paris und London, haben sehr viel Angenehmes für die Bewohner derselben, aber auch ziehen sie sehr viel Unangenehmes, Verderbenbringendes für die gesammte menschliche Gesellschaft nach sich. Der Dieb, der Betrüger, der Verfälscher kann leichter und ungeörter sein Wesen treiben als anderswo. Dieses erfahren wir hier in London tagtäglich, wo sich eine gewisse Klasse von Menschen gebildet hat, welche von der Leichtgläubigkeit und dem Wohlthätigkeitsfinn Anderer lebt. Früher schon wies die „Times“ im Leitartikel auf das Handwerk derer hin, welche für sich unter allerlei betrügerischen Vorwänden das Mitleid Anderer zu erregen wissen, und so ein sehr lucratives Geschäft betreiben. Bis jetzt war dieses Geschäft jedoch größtentheils auf Eingeborene, auf Engländer beschränkt, obgleich es schon seit Jahren Menschen, besonders Deutsche hier gegeben hat, welche sich Jahr aus Jahr ein nur von vornehmer Bettelei ernährten. Dieses Geschäft wird nun auch durch die Politik ausgebeutet. Es befinden sich nemlich verschiedene deutsche und französische politische Flüchtlinge hier, namentlich mehre Oesterreicher, Louis Blanc, Caussidiere etc. — Industrieritter suchen dieses nun für sich vortheilhaft auszubeuten. So treibt sich namentlich ein seit Jahren als Betrüger bekanntes Individuum, das sich Freiherr v. Medem aus Curland nennt, seit einigen Wochen hier wieder umher, sich als gewesener Secretär am Reichsministerium zu Frankfurt am Main ausgehend, der in Folge der politischen Verhältnisse mit Gagern vom Reichsministerium abzutreten gezwungen worden sei. Unter verschiedenen anderen Schwindeleien, welche ihm unter dem Deckmantel politischer Verfolgungen gelungen, suchte er sich auch als Redacteur der „Deutschen Londoner Zeitung“ hier allenthalben Eingang zu verschaffen, um so den deutschen Namen noch mehr bes Flecken zu können, als dieses im Auslande leider schon der Fall ist. Er wurde jedoch bald entdeckt und dafür öffentlich mit einer Tracht Prügel tractirt. Dieser angebliche Freiherr v. Medem ist ein Leipziger von Geburt, soll Tentsch heißen, ist circa 28 Jahre alt, blond, von mittlerer Statur, frischer Gesichtsfarbe und spricht gerne viel. Sollte er sich auch in Deutschland für einen politisch Verfolgten ausgeben wollen, so dienen diese wenigen Zeilen hiermit Jedermann zur Warnung.

* * Als der englische Schauspieler Macready dem Prinz Albert vorgestellt wurde, frugen ihn seine Kollegen, wie sich der Gemahl der Königin gegen ihn benommen. Ruhig gab Macready zur Antwort: „Anfangs war er etwas befangen, ich sah es, mein Ruf schüchterte ihn ein, allein ich wußte das Gespräch so zu wenden, daß er sich in kurzer Zeit mit mir so harmlos unterhalten konnte, wie mit einem gewöhnlichen Menschen.“ Die Kunst der Komödianten, eigentlich die niedrigste, die es giebt, und nur durch die Sinnelust der Menschen zu hoch gestellt, macht eben so frech und dumm-arrogant, wie Charakterlos — bemerkt ein englischer Schriftsteller.

München. Herr Wilhelm Kunst (Lucus a non lucendo) spielt auf dem Vorstadt-Theater, nach Seiltänzer-Weise täglich zwei Mal. Nur Geld verdienen. — Darum sind die Komödianten die kriechendsten Reactionäre, weil unter freien Menschen nicht Gaukelspiele gelten, sondern nur des Schte, Wahre, Große.

* * Der Punsch schreibt: „In Berlin ist der Schauspieler Schneider — Hofrath geworden. Eine schöne Charge, wenn einer nicht mehr Komödie spielen kann! In München steht man der Beförderung mehrerer Schauspieler zu Hofräthen mit Sehnsucht entgegen. — In Madrid ist ein Tenorist Kammerherr geworden. Das ist nicht so außerordentlich. Auf der Münchener Bühne giebt es schon längst mehre (P) Ballast-Damen!

Paris. Eine Königin, welche sechs Dynastien durchlebte, scheint endlich vom Throne in der That gestiegen zu sein. Die berühmte und berühmte Georges, einst als Ideal der Schönheit in Prosa und Versen gepriesen, vergöttert von Künstlern und Narren durch Pinsel und Grabstichel, soll jetzt ganz gewiß dem Theater entsagt haben, nachdem sie in Paris Napoleon's Dynastie, Ludwig's XVIII. und Karl's X. Herrschaft, hierauf den Bürgerkönig, nach ihm Lamartine und Collegen, sowie endlich den Präsidenten Napoleon gesehen hat.

Dem Throne zu entsagen, war für sie nicht schwer,

Er brachte weder Geld noch Ehre mehr!

Ihre Gesinnung war — echt komödiantisch! —

stets diejenige, welche durch das Regiment als die lucrativste vorgeschrieben wurde.

* * Die diesjährigen Preise der französischen Akademie für das beste Gedicht und den besten oratorischen Versuch (jenes über den Tod des im Junikampf gestorbenen Erzbischofs, dieses eine Lobrede Amyots) wurde unter einer übergroßen Zahl Concurrenten einem und demselben Bewerber — Amadeus Pommier — zuerkannt.

Peking. Das Ackerland ist in China durch die zahlreiche Bevölkerung beschränkt, und man hat daher zu einer bis jetzt in der Welt unbekanntem Cultur Zuflucht genommen. Um nemlich den mangelnden Boden zu ersetzen, errichten sie aus Bambus oder anderem Holze Flöße, welche sie zuerst mit Schilfrohr und dann mit Erde bedecken; auf diesen schwimmenden Inseln säen und erndten sie Reis. Ein großer Landwirth in Südfrankreich besitzt mehre Zeichnungen, welche diese schwimmenden Inseln mit Reis bedeckt darstellen, wovon eine, sehr gut ausgeführt, aus China stammt.

Wien. Die Schauspieler am Karlstheater sind bekannlich in pekuniärer Beziehung nicht auf Rosen gebettet. Der — bereits verstorbene — Komiker Krasnik kam während der Zeit seines Wirkens einst zu spät zur Probe. Der Direktor stellte ihn darüber zur Rede, und Krasnik entschuldigte sich, daß er in Folge eines heftigen Schreckes habe das Bett hüten müssen. Auf die Frage, worin der Schreck bestanden, erzählte er harmlos: „Ich ging gestern Abend nach dem Theater nach Hause, plötzlich wurde ich am Glacis von drei Kerls angefallen, die mich ausplündern wollten, schon hatten sie mir Rock und Hut abgenommen, als sie auch meine Börse verlangten. „Ach Gott! Meine Börse?“ sagte ich, „ich bin Schauspieler bei Herrn Direktor Karl?“ Kaum hatte ich diese Aeußerung gethan, so gaben mir die Diebe, von tiefem Mitleid ergriffen meine Kleider zurück, und der eine schenkte mir noch einen Zwanziger.“

* * Wie weit die Bosheit der Reactionäre geht, beweist, daß sie das Gerücht verbreitet haben: Schuselka werde die Schauspielerin Carl-Brüning-Ussow-Wohlbrück-u. s. w. heirathen! —

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.